

Die Neue Welt

Nr. 12

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1901

• • • Am Wege sterben. • • •

Roman von F. J. David.

(Fortsetzung.)

Einmal nahm Stara sich ein Herz, schritt auf Olga zu und wollte sie ansprechen. Sie blieb stehen, erwartete ihn mit einer sicheren und überlegenen Verachtung, vor der er in sich zusammenbrach, und schritt dann, ihr Kleid raffend und mit einem spöttischen Lächeln, an ihm vorbei. Er haßte das Mädchen an diesem Tage. Er fühlte, daß sie ihn durchschaute und nach seiner ganzen erbärmlichen Feigheit, die ihn niemals etwas gegen sie unternehmen lassen würde. Sonst hätte sie ihre Briefe und ihr Bild zurückfordern lassen. Nichts bergleichen. Sein letztes Honorar kam, obwohl man nach Stunden afforderte, gleich für den ganzen Monat, ohne jede Bemerkung, ohne Wort. Noch ein Trinkgeld! Und er behielt's dennoch.

Eine unbändige Wuth hatte sich damals gerade aus seiner Verzagttheit in ihm erhoben. Er wußte, wäre sie nur einmal allein gewesen, er hätte ihr etwas anthun können. Etwas Schreckliches, Mörderisches, davon die Zeitungen zu berichten gehabt hätten. Er suchte sich die Notizen in Gedanken zu stillen, so vertraß er sich in jene Möglichkeiten. So aber — wo sah er sie? Am Kohlenmarkt hatte er jene ihn empörende Begegnung gehabt. Die vielen Leute! Er hatte noch einmal gegrüßt und schlich sich längs der Mauern. Erst war freilich seine Hand suchend, wie nach einem Messer, in die Tasche gefahren; nun strich sie über sein Gesicht, ob da nicht ein Schlag brenne, der ihn unsichtbar, doch unauslöschlich für immer gezeichnet...

In's Amt ging er nicht mehr. Es war eben etwas geschähen, das ihm alle seine Aussichten auf Beförderung nahm. Dies wußten sie sämmtlich, vom Thürsteher bis zu seinem eigenen Bureau-Chef hinauf. Der Hofrath kam am Tage nach jener unglückseligen Begegnung im Volksgarten in Stara's Abtheilung, sprach mit dem Vorstande und noch Einigen, war sehr geschäftig und freundlich mit Sämmtlichen und über sah nur ihn immer. Unsonst drängte sich Stara seinem Gönner mit seiner ganzen Besessenheit in den Weg. Endlich: „Ah, Herr Stara? Sie wünschen wohl etwas?“ Dieser Ton, diese Geberde, bei allem Anschein des Wohlwollens... Stara fühlte, wie sich selbst seine Demuth häumte. Das war die Vernichtung, und er las auf allen Gesichtern, daß man sein Urtheil verstanden hatte und es zu vollstrecken bereit war. „Gelämmert,“ raunte ihm sein Nebenmann hämisch in's Ohr, so daß es Herr v. Mallovan hören konnte, wenn er wollte. Der lächelte. Ja, gelämmert, das war Stara. Wozu sich das täglich gewissermaßen amtlich beschheimigen lassen, daß man gelämmert sei? Wozu ein Dienen ohne jede Hoffnung auf Steigen? Bei dem Gehalt? Er blieb aus.

Er hatte, wenn auch für einen anderen Zweck, genug erübrigt, um den Sommer hindurch aushalten zu können. Die schlimmsten Triebe seiner Natur, die er so lange niedergezwungen, kamen wieder zum Durchbruch. Er trank; aber seine Selbstbeherrschung, ihm aufgenöthigt in strenger, klösterlicher Zucht, verließ ihn darum doch nicht. Der Anwalt, bei dem er halb eine Stellung als Schreiber gefunden, war mit seinem Fleiße und seiner Gewandtheit hoch befriedigt. Seine alten Bekannten nied er in einer Ecken, die stärker war, als daß er sie hätte überwinden können. Was wollte er auch unter ihnen, deren Keiner ihm zu nützen vermochte? Und manchmal überkam ihn eine Beklemmung, gleich der eines, der im wilden Wald jeden Steg und jede Richtung verloren hat. Er weiß, daß ihm keinerlei Gefahr droht; weiß, daß er über ein Weilchen bestimmt zu einer gastlichen Siedelung kommen muß, und dennoch beschleunigt er seine Schritte über seine Kräfte, müdet sich ab, einzig um dem eintönigen, schrecklichen Rauschen um sich, um dem furchtbaren und eindringlichen Gedanken der Einsamkeit zu entgehen. Manchmal wirft ihn die grundlose Bangigkeit selbst nieder. So, in zweckloser Hast, im dumpfen Hinstürzen in sich, vergingen ihm viele Tage, und das Grauen der kleinen Nest vor diesem seltsamen Menschen, den sie allein in allen diesen ewig schwankenden Stimmungen sah, wuchs mehr und mehr, je geringer die Aussicht war, dieses unheimlichen Miethers ledig zu werden. Und oft sann sie darüber nach, was er wohl damit bezwecke, wenn er die Mutter unmerklich, doch unablässig gegen sie aufreize. Sollte sie sich vor der zu ihm flüchten? Das that sie nicht.

Die beiden Frauen schliefen im Winter in einem Bette. Davor grante es dem Mädchen, und dies Bangen ließ es öfter aus dem Schlafe aufwachen, als seinen Jahren und der Müdigkeit nach vieler Arbeit gemäß gewesen wäre. Denn die Mutter konnte sich nicht mehr erwärmen, husierte so viel im Schlummer, und es war unheimlich, wenn Nesti aufwachte und das Nachtlämpchen warf sein Licht auf die spitzen und unfriedlichen Züge der Frau Beil, und die Kleine stieß an die kalten Glieder der Mutter. Dann war ihr oft zum Schreien angst. Sie war, wenn sie erst einmal munter geworden, ordentlich froh, sowie der Morgen sich hob. Dann konnte sie an ihr Tagewerk gehen, warf zuvor noch einen scheuen Blick nach dem Gesicht, das sich immer schärfer zuspitzte, nach den müden Händen, die, krampfhaft in einander geschlungen, auf der Decke lagen, und die Schauer einer Zukunft, noch ungewisser und trauriger als selbst die vielen Jahre hinter ihr, raunen ihr durch das kleine und mit eitel Leiden erfüllte Herz.

Sie war glücklich, wenn sich die Mutter dann erhob. Ein Tag mindestens war noch gewonnen. Einmal aber stand sie nicht mehr auf. Etwas zu Mitternacht hatte das Mädchen gefühlt, wie ein mächtiges Zucken die Glieder der Frau durchließ. Es wiederholte sich in Pausen immer stärker. Dann ein schweres Stöhnen. Noch tausend Mal schrecklicher, als sie's beim kleinen Wondra gehört. Ein Stammeln, das sich umsonst zu Worten zu formen versuchte und in einem Nöcheln verärgte. Dann war eine Stille, unerhört. Das Nachtlämpchen war erloschen wie von einem Rauschen, das durch den Raum gezogen war. Sie sprang aus dem Bette, kauerte sich daran nieder. Die Küchenuhr tickte, sie zählte jeden Schlag und suchte so die Zeit zu messen. Nicht zu machen wagte sie nicht. Sie fürchtete so den Anblick der Todten. Die Thür hörte sie gehen — Herr Stara kam heim. Da mußte es wohl schon dem Morgen zu sein. Sie betete, die Mutter möchte noch einmal sich wenden oder hüsteln, that Gebilde, wie brav sie sein wolle, in immer steigender Angst, die sich nicht einmal in Schluchzen Luft zu machen wagte. Es wurde hell. Mit spitzen Fingern tippte sie nach der Anderen hin. Sie war so unsäglich kalt... Die Augen aber standen gebrochen und verglast offen. Da schrie das Kind auf — so gelb, so entsetzlich, daß selbst Herr Stara aus seinem rauschigen Morgenschlummer aufsprang und nachsehen kam.

Die Frau Beil war todt und wurde begraben. Sie hatte für diesen letzten Fall vorgesorgt. Das Buch des Leichenvereins fand sich und war in vollkommener Ordnung. Neben ihrer Tochter gab ihr Niemand das Geleit.

Im Hause ging Alles seinen Weg weiter. Niemand hatte Zeit oder Lust, sich um die Waise zu kümmern, die nun ganz allein in der Welt stand. Sie wußte Niemanden sich zugehörig, nicht was sie mit sich beginnen sollte...

Für eine kurze Weile, noch für einen Monat und etwas darüber, war der Fins beglichen. So lange hatte sie noch ein Obdach über sich. Was aber dann? Wenn sie schon die Möbel verkaufte und sich selber ein Zimmer mietete, um das Gewerbe der Mutter fortzusetzen — war das auch ein Leben? In Dienst gehen? Dafür hatte sie zu wenig gelernt. Auch war sie für harte Arbeit zu schwächlich und meinte immer, sie hätte das Leiden der Mutter geerbt. Als eine Verkäuferin ihr Brot suchen? Sie schrieb eine sehr schlechte Hand, und dann gehörte zur Erlangung einer Stellung immerhin schon einige Fürsprache. Sie fürchtete sich vor der Zukunft! Und ihr grante so

sehr vor drei Dingen: vor dem Frost und vor dem Hunger, die sie nur zu genau kannte, und vor ihrem Miether, gegen dessen Dreistigkeit, nun sie allein ihm gegenüberstand, sie kaum eine Gegenwehr wußte.

So haben denn wenige Kinder, die man im Leben mit Neigung überschüttet, einer Mutter noch so tief und so ehrlich nachgetrauert, als dies arme Geschöpf, das von der seinen niemals Liebe erfahren. Zu Hause zu schlafen wagte die kleine Meß nicht mehr.

Herr Stara hatte noch ungefähr ebenso lange, wie sie selber, Anspruch auf die Wohnung. Sie hatte bei einer mitleidigen Nachbarin Unterschlupf in der Küche gefunden. Und so harrete sie, bis ein dunkler Begriff, die Vormundschaft ihrer willigen Verfügung treffen würde, und grämte sich.

Gerade in diesen Tagen aber keimte in Herrn Stara ein Entschluß, der ihm sehr läßlich und sogar ein verdienstliches Werk zu sein schien. Denn er sehnte sich nach einer Häuslichkeit, ganz besonders nach den vielen und schmerzlichen Aufregungen der letzten Zeit. Für eine Wirthschaft nach den Begriffen seiner Umgebung reichte sein Einkommen sicherlich. Er brauchte nicht einmal mehr zu schreiben. Er fand schon wieder als Stabierlehrer reichlich zu thun, und man munkelte, daß er das, was er in dieser Stellung nach alter, löblicher und wieder geübter Gewohnheit aus Dienstbotennund erfuhr, unter Umständen auch anderweitig nutzbringend zu verwenden wisse. Man hatte ihn öfter am Schottentring in der Nähe der Polizeidirektion gesehen, als in diesen Kreisen für unbedeutend oder anständig gilt. Er freilich fand nichts dabei, wenn er auf diesem Wege wieder in die Lage kommen sollte, dem Staate seine Dienste zu widmen. Warum seine Fähigkeiten in Vergessenheit geraten lassen? Denn die sichere Versorgung war und blieb sein letztes Ziel.

Nur ein Hinderniß stand im Wege, wenn er sich sein Heimwesen gründen wollte: Die Kosten der Einrichtung. Sonst hätte er bald Jemanden gewußt, der es mit ihm theilt. Aber sein Ordnungsbüchlein empfand sich gegen eine lächerliche Pignormwirthschaft, die dieser oder jener seiner Bekannten auf irgend einer nothdürftig möblirten Stube mit seiner Geliebten führte, wie er selber sie einmal in seinen Wiener Anfängen durchgemacht. Er hatte immer danach gestrebt, in die Reihen der seßhaften, geübten und geachteten Staatsbürger einzurücken. Nun, wo die Wunde zu vernarben anhub, welche Olga v. Malloban ihm geschlagen, begann er neue und verwandte Anstöße, nur im verjüngten Maßstabe, zu bauen. Man mußte bescheiden, kleiner begnügen, um dann etwa in diesem Reiche der Ueberhebungen desto höher zu steigen. Wer aber solche Absichten trug, der mußte sich still und friedlich verhalten. Er konnte sich genau genug, um zu wissen, daß er für sich allein das niemals zusammen brachte. Und so im Hinblick auf seine ganze Zukunft trankte er sich, daß er sein Erspartes so leichsinnig und in einem Launeel verthan.

Aber, da gab es ja eine Remedur, wie die Jüdinnen sagen. Da war nämlich die kleine Meß. Sie mochte ihn nicht. Das war aber jüherlich nur gegenwärtig so, war vielleicht gar nur ein Behren gegen sich selber. Das gab sich unbedingt mit dem Augenblicke, in welchem sie wirklich sein war. Er konnte das. Was konnte sie in ihrer Lage sich Besseres wünschen, als versorgt zu sein? Lebte sie mit ihm, so war sie's; mindestens für eine Zeit, noch der sich leicht eines Andern finden mochte. Als ihm der Gedanke zuerst kam, da ward ihm auch der Gedanke völlig klar, der ihn so zwingend in dieser Wohnung festgehalten. Eigentlich hatte er immer dieses Mädchen geliebt, und zwar ganz und ausschließlich. Und nun sagte sich Alles zum Besten. Er konnte sie nur dem Schlimmsten beschützen, indem er die heimliche, vollkommenen Bewachung an sich nahm. Und zum Lohn für seine Güthat gewann er eine ganz edelste Geheime, mit der bei ihrer Aufopferung gewißlich gut zu tun sein mußte. Schwere Sorgen um den Beginn, die ihn bedrückten, ward er so ganz einseitig ledig. Es gab gar nichts

Besseres auf der Welt. Eine innige Rührung gegen die Vorsehung, die mit kindem Finger Alles so gelenkt, wie es einzig erprießlich war, regte sich in ihm. Es gab Heimlichkeiten auf der Welt; das ging nun einmal nicht anders. Aber der Herr vergaß sie zu seiner Zeit den Gerechten reichlich und ganz nach ihren innigsten Wünschen. Nur um die passende Gelegenheit ging es noch; denn er hatte im Grund seiner Seele etwas wie eine Scheu vor dem Mädchen, die ihn immer gelähmt, wenn er mit ihr allein war. Sie schien ihm so gar unberührt. Und dennoch, kaum eigentlich dieser Gedanke in ihm erwacht war, schrieb sein immer ungebändigtes Begehren laut nach ihr.

Er war diesen Abend im halben März zeitiger als sonst, noch lange vor der Sperre heimgekommen. Ganz nüchtern war er niemals nach Dunkelwerden. Wenn er seine mannigfaltigen Geschäfte hinter sich hatte, so suchte er immer das Bedürfnis nach einer ausgiebigen Stärkung. Es war kühl gegen die Jahreszeit.

Die kleine Meß, die sich seiner Heimkunft noch nicht versehen konnte, war eben damit beschäftigt, in seiner Stube Feuer anzumachen. Er sah ihr dabei zu; und wie sich der schlauke, jugendliche Leib bog, daß sich das Mädchen hob und der sehr zierliche Fuß darunter zum Vorschein kam, erwachte sein Sehnen nach ihr. Ganz gewaltig. Wie heimlich hielt sie nur Alles! Wie säuberlich war sie selber! Da stand die Lampe, da seine gestopfte Pfeife; in der Theemaschine war schon Wasser gerichtet, Streichhölzchen und der Spiritus dabei — nein, er konnte es gar nie und nirgends besser finden, als er es schon bei der Hand hatte, und sie hätte sich unmöglich so um die Bedürfnisse und Gewohnheiten eines Kimmern mögen, wenn er ihr wirklich und von Grund aus gleichgültig war. Gewiß, nur mädchenhafte Schen hielt sie von ihm ferne. Die ihr nehmen, und Alles war, wie es sollte.

Sie verzog ein Weilchen im Zimmer, wo es sich zu wärmen begann, weil es bei ihr in der Küche so frostig war und weil sie sich immer in der Arbeit so spürte, daß ihr darnach der Athem flog. Sie stand ihm abgewendet, und dennoch fühlte sie sein Auge so auf sich ruhen, als sähe es durch ihr dünnes Gewand durch, daß sie daran richtete und rückte, als empfände sie eine Blöße oder als hätte eine schamlose Hand daran herumgerastelt. Endlich ging sie. Er gab ihr noch Ansträge und blieb allein. Im Ofen summte und flackerte es. Die Lampe goß einen hübschen, rötlichen Schein durch die Stube. Der Spiritus zischelte und braunte mit blauem und geisterndem Licht. Er war recht andächtig und dankbar gegen Gott gestimmt, der so viel Klüger war, als selbst er, der sicherlich geschiedte Karl Stara, und Alles so zum Besten geführt. Die Malloban? „Weiß man denn bei so Einer, was man kriegt? Dein Unglück war es gewesen, Karlstschu, dein Unglück!“ Es ward ihm im Nachhinein recht schüchtern dabei. So eine Frau: die war nicht für ihn. Immer die Hand küssen und haderln vor seiner Frau und es am Ende haben dafür wie der Hofrath? Und so gebilbet und so großartig und so gewöhnt war sie, daß Alles zu wenig sein mußte. Und mit dem Geld? Ja, wer weiß denn, ob dessen so gar viel war? Man hörte gerade aus diesen Kreisen allerhand und selten Erstaunliches. Dagegen die Meß — ja, das brauchte er eben.

Sie kam wieder. Hübsch auf einem Teller geschichtet brachte sie das reichliche Abendbrot. „Wollen Sie nicht mithalten, Fräulein Meß?“ Sie schüttelte verneinend den Kopf, stand mit einem hübschen Troß an der Thür, wie nun augenblicklich den Sprung ins Schere gewinnen zu können. Immer mehr gefiel sie ihm. Nein, das war keine, die sich so leicht einem Manne an den Hals warf. Nein — so war sie nicht. Sie hielt jetzt auf sich; sie würde es wahrer jüherlich nicht anders machen. Und man würde — ja, gewiß würde man . . . Denn er sah wohl in ihrem Auge jeden Blick hungriger, nicht nur hegehrlicher Kinder, und wie wohl ihr die beglückende Wärme that . . .

Sein kleiner Raub machte sich in dieser wohligen Zeit fester fühlbar. Er wurde unmerklich. Mit

einem stinken Satz war er an ihrer Seite. Sie that einen kleinen, ehrlichen Schrei. „Sie müssen sich nicht fürchten, Fräulein Meß! Ich thu' Ihnen nichts, Fräulein Meß. Warum wollen Sie nicht mein Gast sein? Wo ich so lange schon wohne bei Ihnen? Warum wollen's nicht mithalten mit mir?“ Und er zog sie halb zu einem Stuhl. In ungewisser Furcht ließ sie sich ziehen. Er schenkte ihr ein Glas Thee ein. Das leuchtete so, und der Rum, den er in seine Tasse fast halb und halb goß, duftete so gut! Sie rührte gedankenlos und beklommen vor diesen verlangenden Augen, vor dieser verschleierte und bebenden Stimme in ihrem Glase und trank erst ein Schlückchen und dann einen Schluck. Dann kostete sie ein Bischen vom Schinken. Dann aß sie. Aber nicht gierig, sondern wirklich hübsch. „Ganz wie eine Dame,“ sagte Herr Stara absichtlich laut, und sie fuhr sich dabei nach ihrer Gewohnheit über das wellige Haar mit der flachen Hand, und in ihrem Gesichtchen war ein sehr feines Roth. Allerliebste war sie, wahrhaftig und beim großen Gott. Und man sah, wie's ihr recht behäglich wurde, und in Herrn Stara war eine ganz herzliche Freude gegen sein Loos, daß er es ihr so gut bereiten konnte. So gut hatte sie's im Leben noch nie gehabt. Er hatte sein Glas Grog ausgeleert, mischte sich hastig wieder eins und trank es in Eile. Ihr ward recht innerlich warm und wuschlos. Da sitzen hätte sie bleiben mögen und nichts weiter; lang, recht lang. Mindestens ein Jahr, meinte sie. Die Hände hielt sie im Schooß gefaltet, sah in stiller Versunkenheit vor sich hin, hatte des Mannes gänzlich vergessen, der ihr so nahe war. Da hörte sie seine heifere, klagende Stimme: „Mädchen Sie's immer so haben, Fräulein Meß?“

Sie nickte so recht gedankenlos. Denn sie gedachte der schlummernden Mächte bei der Nachbarin, mit dem vielen Kindergeschrei, wie sie, um sich dankbar zu erweisen, das kleinste herumtrug und, milde zum Umsinken, mit schläfrigem Lou ein schlafendes Vled sang, während ihr der ungewohnte Geruch der vielen Menschen und der Kinderwäsche die Brust beflamte. „Mädchen Sie's immer so haben, Meßel?“ Er hatte seine Pfeife weggestellt, damit sie nicht etwa zerbrechen, und saß unmittelbar neben ihr.

Noch einmal nickte sie. „Gewiß! Könn' es mir sein?“

„War's nicht schön, Theresko? Immer so wie heute, eher noch besser?“ Er hauchte ihr das förmlich in's Haar; sie fühlte seinen schwülen Athem die Wangen entlang rinnen, ihr den Nacken niedersteigen und hob die stillen, braunen Kinderaugen, um sie gleich verschüchtert und schüchtern zu senken. Das war Gluth, was ihr aus seinen Augen entgegenstrahlte, aus seinem Munde entgegenschlug. Sie fühlte sie verlaggend zu sich herüberlangen und war mindestens verwirrt davor.

„Immer wie heut'! Eher besser,“ wisperte er noch einmal, als wäre in diesen Worten eine Zauberformel verschlossen. Sie schwieg. Mit gesenkten Wimpern und dudend und dabei zugleich in sich ein Bangen vor Dem, was noch kommen sollte, und vor dem Manne, das unbezwinglich war. Denn umsonst und ohne Gegenleistung kam zu einem armen Mädel kein so großes Glück. Das wußte sie schon. Was aber mochte man von ihr begehren? Ein Schlimmes — sie mißtraute Stara. Sie fühlte sich umfaßt und willenlos, und dem Zuge folgend, lag ihr Kopf mit den ganz geschlossenen Augen für ein Augenblickchen lang an seiner Brust. Er preßte sie heftig an sich. „Na also!“ jauchzte er auf und küßte sie stark auf den Mund.

Sie schrat auf. Mit verstärkten Augen sah sie ihn an. Er war so hübsch. Sein Gesicht war verzerrt von der Erregung, und der rothe Bart stand so strak und zaunig davon ab. Und der Geruch der vielen geistigen Getränke, die er schon zu sich genommen, qualmte ihr aus seinem Munde entgegen. Ihr ekelte vor ihm und seinen Küssen. Mechanisch, willenlos wüßte sie mit dem Handrücken über ihre Lippen: „Lassen S' mich,“ küßte sie.

„So nimmermehr!“ Er jubelte förmlich und wollte sie zur Höhe heben.

Mit ihrer ganzen schwachen Kraft sperrte sie sich:

„Lassen S' mich, oder ich schrei!“
 „Schrei nur!“ Er lachte breit und schrill und hob an ihr, die sich zornig und widerspenstig an den Tisch klammerte. „Schrei nur — wer kann's da hören?“

„Lassen S' mich, ich bitt' Ihnen schön! Lassen S' mich!“

Er riß an ihrer Schulter. „Ein Narr, daß ich wär.“ Und wieder, wie beschwörend: „Denk nur, Theresko — immer so wie heut' — eher besser!“

„Lassen S' mich,“ sie fühlte die Kräfte schwinden. „Um Jesu Barmherzigkeit und Wunden! Ich mag Sie net. Sie zu allerlegt! . . .“

„Wirft nachher schon mögen. Red't eine Jede vorher so . . . Denk' nur, Nesti . . .“

Er stammelte, gurgelte. Ganz außer Athem war er. Vom Sessel hatte er sie gehoben. Mit irren Augen sah sie sich um. Da konnte keine Hilfe kommen. Und sie mochte den Mann nicht. Nicht ihn, noch was er ihr bieten konnte. Und plötzlich, in seinen Armen, blühte sie sich mit ihrer ganzen Geschmeidigkeit. Er stieß einen bösen Fluch aus: „Du Luder!“ und ließ sie überrascht fahren. Sie aber, noch athemlos, lachte ihn mit denselben blanken Zähnen an, mit denen sie ihn eben bis auf's Blut gebissen, kicherte, und behende wie ein Wieselfisch, mit dem richtigen Uebermuth eines Kindes, dem ein richtiger Streich gut ausgegangen, wischte sie aus der Stube. Er wollte ihr nach, da hörte er schon die Gangthür in's Schloß fallen. „Verflucht!“ schalt er und stampfte mit dem Fuße. Dann, übermeistert von der Anstrengung, die kaum hinter ihm lag, von dem schweren Getränke, das nun erst an ihm seine ganze Macht zu üben begann, torkelte er zu seinem Ruhebett und warf sich schwer und blöde stierend darauf.

Nach einer Weile erhob er sich mühsam und klopfte bei den Leuten an, bei denen die kleine Nesti zu nächtigen gewohnt war. Er wartete; dann wendete er sich brummend über den Starrsinn und die Dummheit des Mädchens und ging schlafen.

Am die gleiche Thür hatte eine kleine halbe Stunde früher die kleine Nesti geschlagen. Da Niemand aufthat, so kehrte sie sich betäubt. Heimkommen mußte die Nachbarin doch. Es war ohnehin ein Ereigniß, daß sie noch nicht zu Hause war. Aber wo sollte man sie abwarten? Sie dachte an die Hausmeisterin: die aber hätte sie ausgefragt, und es widerstrebte dem Mädchen, von dem zu sprechen, was ihm begegnet und angethan worden war. Das gab sicherlich Ärger und Verwundern, Geschrei und Gelächel durch das ganze Haus. Derlei hatte sie niemals mögen.

So trat sie auf die Straße. Es war recht kalt, und das Kind, das eben nur nothdürftig bekleidet war, begann zu frieren. Um sich zu erwärmen, ging sie immer schneller, immer weiter. Auf eine große und belebte Straße kam sie, durch welche die Pferdebahn fuhr. Zahlreiche Wirthshäuser und Kaffeehäuser, fast eines neben dem anderen, waren auf ihr, und die Nesti sah durch die Spiegelscheiben die Leute, die mit dem Ausdruck Zufriedener und Gefügiger darin saßen und sich's so recht wohl sein ließen. Eigentliche Spaziergänger gab es nicht mehr. Nur geschwinkte Dirnen raschelten noch ihrem ruhelosen Gewerbe nach, und Eine grüßte das hübsche und frische Mädchen mit einem eigenen, vertraulichen Zwinkern ihres frechen und verschlagenen Auges. Da überfiel die kleine Nesti ein Stel und ein Schauer, als hätte sie das mögliche Bild ihrer eigenen Zukunft erblickt . . .

Ein junger, wohlgekleideter Mann folgte ihr durch eine ziemliche Strecke, immer auf dem Sprunge, sie anzusprechen. Sie war so verängstigt, daß sie in eine stille Seitengasse einbog und dann nach Kräften zu laufen begann, nur damit er ihre Spur verliere. Ueber einen großen, öden, traurigen und schweigenden Platz mit jämmerlichen Bäumchen, mit Häusern, die noch nicht recht zusammenschlossen und Gassen täuschend vermuthen ließen, wo nur eingepflanzte Banplätze waren, ist sie so gekommen. Endlich breitete sich eine weite, weiße Fläche vor ihr aus.

(Fortsetzung folgt.)

Das Seelenleben der Jugend.

Von Friedrich Müller.

(Schluß.)

Sollen wir nun die eigentliche Jugendzeit auch nur eben so weit beschreiben, wie wir's mit der eigentlichen Kinderzeit gethan; sollen wir die eine der anderen genauer entgegen sehen; sollen wir insonderheit diese fünfte Periode, zumal in ihrer theilweisen Gegenätzlichkeit zur vierten, auseinander sehen: so stehen wir vor einer wenig dankbaren Aufgabe. Einerseits fehlt es gar sehr an genügend verlässlichen und bestimmten Daten, und andererseits drängen sich uns doch wieder so viele einzelne Züge auf, daß wir kaum wissen, wo beginnen. Mit dem häufig gebrauchten Wort von einer „Gährung“ ist sehr wenig gesagt; mit der Angabe, daß jetzt die „Seele sich findet“, ist wenigstens ein nicht übles Bild gegeben; mit dem Schlagwort von der goldenen Zeit des „Idealismus“ ist doch bereits eine Reihe von Zügen angedeutet, die immerhin einigermaßen klar werden, sobald man auf den mehrfachen Sinn der Ausdrücke „ideal“ usw. eingeht. Von den früher angegebenen kurz so genannten realistischen Eigenheiten des Kindesalters treten jetzt in der Hauptsache die zugehörigen Gegensätze auf. Dem rein reproduzierenden Verhalten stellt sich, als Seitenstück zur leiblichen Produktivität, ein Produziren auch im Geistigen entgegen; dem Anschaulichen und Konkreten das mehr Gedankliche, Abstrakte; dem Dominiren der Außenwelt eine Uebermacht der Innenwelt; dem direkten Interesse ein mannigfaches indirektes; dem Wirklichkeitsstrenge ein Konstruiren der Welt nach dem eigenen Kopf und ein kritisches Erheben über die Welt der Thatsachen, die vordem mehr als solche schlechtweg hingenommen worden war — also das wohlbekannte „Werthen“. In ungefährer kurzer Weise läßt sich von einem starken Streben nach Selbstständigkeit, nach Loslösung und Loslösung von Autoritäten, nach Emanzipation im mehrfachen Sinn, nach Aufklärung sprechen. Die Natur hat den Menschen durch jene leiblichen Vorgänge für ein selbstständiges Wesen erklärt; nun will er es in jeder Weise sein. Unter den Autoren über diesen Gegenstand hat namentlich Friedrich Paulsen diese Seite der Sache betont. War der Knabe dankbar, wenn ihn Jemand bei der Hand nahm und von Stunde zu Stunde beschäftigte, so tritt jetzt eine Reaktion dagegen ein: der Jüngling widerstrebt instinktiv — vielleicht auch nicht bloß instinktiv — der Schulängstung und will nun auch von den Mitmenschen als ein selbstständiges Wesen anerkannt werden.

Weiterhin wird darauf Gewicht gelegt, daß es sich jetzt um eine Periode der Aufklärung handle, vergleichbar den Aufklärungszeiten im Leben der Völker und gleich ihnen scharf entgegengesetzt den vorhergehenden Perioden im Leben der Einzelnen wie der Völker, in denen die Abhängigkeit von fremdem Willen und Denken als selbstverständlich hingenommen ward. Nun häumen sich Wille und Verstand gegen die fremden Beeinflussungen auf, auch wenn diesem Verlangen nach eigenem Dahinschreiten das Können noch lange nicht ganz entspricht; und sie häumen sich um so stärker auf, je mehr ein der „Entwickelungsstrene“ und selbst der allgemeinsten pädagogischen Lehren vergessener Erzieher dagegen Zwang statt eines freundlichen Entgegenkommens anwendet. „Es bedarf jetzt neuer Formen und leiserer Leitung, um über diese kritische Periode hinwegzuhelfen.“ Sie ist kritisch auch durch die Macht des Zweifels und der Kritik, die jetzt im Jüngling waltet; hat man ihm bisher Vieles verborgen gehalten, so gilt es für ihn jetzt, hinter alle wirklichen und scheinbaren Geheimnisse zu kommen. Zweifel und Kritik steigern sich zu einem allgemeinen Raisonniren und Regiren, die Aufklärung wird zu einem Nihilismus. „Es ist die schwerste Krise des Lebens und Tausende gehen zu unserer Zeit darin unter, Tausende kommen geknickt und flügelstumm daraus hervor. In einer gesunden und kräftigen Natur nimmt unter günstigen Umständen die Entwickelung eine andere Richtung. Aus dem Zweifel, der der Aufklärung über erlittene

Täuschung folgt, erhebt sich der männliche Drang, die Wahrheit zu suchen, Wahrheit um jeden Preis, auch um den Preis weiterer Enttäuschungen und des Verlustes liebgehabter Irrthümer, und auch um den Preis der Verkenning, der Feindschaft und Verfolgung. Der männliche Glaube an die Kraft des Denkens, der ernste Entschluß zu redlicher Forschung vertreibt den Zweifel und die Lust am allgemeinen Raisonniren. Und so erhebt sich aus dem vagen Regiren und der pessimistischen Kritik bestehender Lebensordnungen und dem begleitenden Schwelgen in utopistischen Phantasien der feste und männliche Wille, durch rechtschaffene Arbeit dem Guten und Vernünftigen in der Welt Raum zu schaffen, soweit immer die Kraft reicht, allem Widerstand zum Trost, den die Selbstsucht der im Vortheil Sitzenden und die Trägheit der Massen dem Besseren entgegensetzen.“ So führt uns Paulsen aus jener Periode heraus den Entwicklungsweg entlang weiter.

Kehren wir aus diesem Hinübergreifen in Späteres und aus dieser jedenfalls etwas optimistisch gezeichneten Welt zurück zu unserem Versuch einer schlichten objektiven Erkennung der ersten Jugendperiode. Zunächst gilt es hier, den Gegensatz gegen die Kindeszeit überhaupt noch zu besonderen durch den spezielleren Gegensatz gegen die letzte Kindesperiode und gegen die Flegelzeit als solche. Vorüber ist die goldene Zeit des Gedächtnisses, des Sinnenlebens und in der Hauptsache auch des Muskellebens. Es kommt jetzt die Zeit — um kurz so zu sprechen — der höheren geistigen Thätigkeiten. Aber sie sind noch lange nichts weniger als abgerundet, gefestigt. Eine Wandelbarkeit im Seelenleben, insbesondere der Neigungen, Bestrebungen, Entschlüssen und zwar oft recht heftiger Art, kennzeichnet ebenfalls dieses erste eigentliche Jugendstadium. Von Stimmung zu Stimmung oder besser von Verstimmung zu Verstimmung schleicht oder stürmt es im Inneren dahin. Wo vordem Trost und Uebermuth war, dort herrscht jetzt Sentimentalität und Welterschmerz; wo der Sinn für äußerliche Epik zu Kriegs- und Indianergeschichten greifen ließ, dort weisen die romantischen Neigungen dieses Alters auf die schon erwähnten romanhaften, lyrischen und sonst ähnlichen Dichtungen hin. „Der Gang zur Straße und zur berben Ausdrucksweise der Flegeljahre weicht einem Gang zur Einsamkeit und einem phrasenhaften Pathos“ (Th. Ziehen); die Muskelopposition weicht einer sozialen Opposition, die Verstandeschärfung des Kindes, die bereits zu einer ganz hübschen Logik geführt hatte, weicht einem Ueberwuchern anderer, zumal gefühlsmäßiger Seelenmächte, so daß die logische Fortbildung des Denkens oft einige Jahre lang stillstehen scheint. Und noch Eines herrscht: die schon erwähnte Gefahr nämlich, daß all' diese an sich keineswegs krankhaften Zustände in's Krankhafte hinüberschlagen, seien es nur nervöse oder sogar geistige Störungen. Namentlich kann eine Ueberanstrengung in dieser Zeit noch leichter als sonst zu derartigen Erkrankungen führen, und von Psychiatern finden sich noch verhältnismäßig die verlässlichsten direkten und indirekten, freilich den pathologischen Gesichtspunkt bevorzugenden Darstellungen des Seelenlebens in jener Entwicklungszeit (außer dem schon erwähnten Ziehen ist z. B. G. Anton zu nennen: „Ueber geistige Ermüdung der Kinder“ usw., Halle 1900). Wie nun die uns jetzt beschäftigende Periode zu Exaltationen in's Krankhafte neigt, so auch zu solchen in's Unethische. Es ist die Zeit, die unsere größte Vorsicht, aber auch größte Nachsicht verlangt, selbst wenn der Junge in seinem Drang nach Aenderungen, der zu seiner jeilichsten Wandelbarkeit gehört, sogar nach Afrika durchzubrennen versucht, und gar erst, wenn er in der Fremde dem Heimweh, der „Nostalgie“, nicht mehr zu widerstehen vermag. Es ist die goldene oder goldene Zeit der Dummheiten, jener ungläublichen Quarenstücken, über die sich allzu sehr zu wundern geradezu ein Vergehen gegen naturwissenschaftliches Denken ist. Denn auch sie haben ihre Stelle in der Welt der natürlichen Zweckmäßigkeiten; ohne sie wird eben der Mensch nicht so weit vertraut mit selbstständigem Wagen, wie es schließlich auch im subalternsten Berufsleben nöthig

wird, sei es auch nur zum Verständnis fremder Originalität.

Dies wären etwa die Züge, die das erste Entwicklungsstadium der eigentlichen Jugend charakterisieren und es vom letzten Entwicklungsstadium der eigentlichen Kindheit unterscheiden. Im Allgemeinen gelten diese hier gegebenen Züge mehr vom Jüngling als vom Mädchen. Daß bei Diefem sich Manches anders macht als bei Jenem, liegt auf der Hand. Wir sahen schon, daß die körperlichen Symptome zum Theil beim Knaben und zum Theil hinwieder beim Mädchen mit einer schärferen Verschiedenheit gegen früher auftreten. Der Gegensatz zur Flegelzeit ist jedenfalls bei der Jungfrau stärker als beim Jüngling. Andererseits fehlt bei dieser weiblichen Stufe, beim „Bachfisch“, Vieles von dem jugendlichen Trieb nach Selbstständigkeit, Aufklärung usw., während hinwieder die schmerzliche Verstimmung, das „unendliche Weh“ u. dgl. dort noch stärker auftreten dürfte als hier. Die erotischen Seiten der Sache, als die Ergänzung zu ihren leiblichen, den eigentlich sexuellen, brauche ich hier wohl nur zu nennen. Ebenso den gleichfalls schon angedeuteten Umstand, daß die mit der leiblichen Produktionskraft parallel gehende Verdrängung des reproduktiven Seelenlebens durch ein produktives sich bekanntlich beim Jüngling ganz besonders in einer mehr oder minder erträglichen dichterischen Produktion äußert. Und schließlich brauche ich Literaturfreunden nur den einen Namen Jean Paul nennen, um sie an den Autor zu erinnern, der die Geheimnisse dieses Alters und vielleicht der ganzen Entwicklungszeit von der Wiege bis zur Krone mit so freiem Blick erschaut und in so blühender Form dargestellt hat, wie nicht bald ein Anderer.

Schreiten wir nun über diese fünfte aller Entwicklungsstufen des einzelnen Menschen, also über die erste des Jugendalters, hinaus, so bleibt wohl nur mehr eine Strecke übrig. Diese sechste Periode, die zweite Jugendstufe, reicht ungefähr von der Beendigung der Pubertätsstufe, also etwa vom fünfzehnten, sechzehnten, siebzehnten Jahr bei Mädchen und etwa vom achtzehnten oder einem späteren Jahr bei Knaben angefangen bis zum Ende des Wachstums, also bis zum vierundzwanzigsten, fünfundsiebzigsten Jahr. Französisch mag sie als *jeunesse* gegenüber der jetzt überwundenen *adolescence* bezeichnet werden. Sie eigens zu charakterisieren und zumal sie von der vorhergehenden Periode abzuheben, ist noch schwerer, als es diese Aufgabe ohnehin schon für die ersten Perioden war. Denn vor Allem geht hier das menschliche Seelenleben, nachdem es seine entscheidenden Wandlungen durchgemacht, jenem gleichmäßigeren Verlauf entgegen, der dann das Leben von uns Erwachsenen dem wechselreichen Leben des jungen Weibes so scharf entgegensetzt; und außerdem ist bereits die Verschiedenheit zwischen Boyer und Kannehr so wenig stark, daß vieles für die jüngste Periode Gesagte auch für die sechste gilt und umgekehrt. Dann aber liegen, was wohl nur zum Theil damit zusammenhängt, gerade zur Erkennung dieser Altersstufe fast gar keine Materialien vor. Mit den gelegentlichen Bemerkungen dieses oder jenes Autors ist nur so Gerümpel anzufangen, als sie meistens ohne den Gedanken an höhere Analogie für das ganze letzte Decennium der Jugend oder eher für dessen erste Zeit gelten, wenn sie für dessen spätere Zeit gemacht sind, oder auch umgekehrt. So sagt z. B. ein Autor, *Scivimus*, was er vom Lebensalter des Studenten spricht, über „das Schöne, Harte, Ungewöhnliche“ dieser Lebensperiode — was aber für jenes frühere Alter vielleicht noch besser passen dürfte. Etwas näher können wir wohl der Sache zu kommen durch die Bemerkungen des männlichen Autors über den *Sturmwind* dieser Jugendzeit. Damit hat es ebenfalls seine Richtigkeit. Allein schon der vierzehnte oder sechzehnjährige *Sturmwind* scheint ganz in gleicher Richtung zu stehen, und überhaupt dürfte mit dem Eintritt der Generationsfähigkeit ein gewisser Epizyklus des Kindes durch „soziale“ Gesetze abgeleitet werden.

Es wäre nun ein interessantes Thema, diesen

dieser sozialen Gefühle und jenes Korporationstriebes herauszufinden. Jedenfalls schreitet seine Entfaltung von einer mehr spielenden, äußerlichen, vereinsmeierischen Art vorwärts zu einer mehr ernst, innerlichen, gegenständlichen. Vor Allem kommt hier im höheren Jugendalter, wie schon angedeutet, der Sinn für Partei, Richtung, Weltanschauung zum Ausdruck; und die Unterrichts- und Lebensverhältnisse der Hochschule geben dazu günstigste Gelegenheiten. Dabei dürfte aber mehr als in der so eigenartig oppositionellen Periode des ersten Jugendalters „das Anlehnen an einen gereiften Geist und an eine fremde konsequente Weltanschauung“ in der wahren Natur des Seelenzustandes dieser Altersstufe liegen und jedenfalls, wie eben jener Autor meint, nützlicher und heilsamer sein, „als schwankende eigene Prinzipien voll Widerspruch.“ Freiheit, im wohlverstandenen Sinne dieses Wortes, ist aber unter allen Umständen das, was dieser Periode gebührt; und die ihrer Welt entstammende und gewidmete Freiheitslyrik, sowie die vielen Kundgebungen erfahrener Lehrer der Jugend zu Gunsten studentischer Freiheit sind wahrlich nicht bloß Worte. Wird hier Freiheit „im wohlverstandenen Sinn“ begehrt, so gehört zu diesem Sinn auch das richtige Maß und die richtige Qualität von Ernst. Der dieser Jugend entgegengebrachte Ernst muß der einer Sachlichkeit und eines Gegensatzes gegen jeglichen Eynismus sein; er darf nicht dürr, er muß warm sein; er darf nicht übertrieben werden, und er muß — so paradox es klingen mag — ein heiterer Ernst sein. Ein erfahrungsreicher Seminarleiter, Dinter, leidet diese Mahnung in folgende Sätze: „Wer vom Jünglinge zwischen 17 und 22 Jahren zu viel Ernst verlangt, ist wenigstens kein Menschentemmer. Pöffen machen ist ihm Bedürfnis. Befriedige ich nun dieses Bedürfnis auf eine geniale Weise, so bewahre ich ihn vor Abwegen. Es ist besser, ich scherze mit meinen Seminaristen, als ein Spötter des Heiligen“, usw. „Hier scherz, dann aber auch alles Ernstes der Ernst, der ihm gebührt.“ Dabei wird noch die Weisung gegeben: „Wenn ein Institut sechzehnjährige Jünglinge nimmt und sie im zwanzigsten Jahre entläßt, so sollte man in der Regel noch nicht auf Festigkeit des Charakters rechnen können.“ In der That: die Ausgebildetheit des Charakters auf dieser Altersstufe dürfte gemeinlich gar sehr überhäuft werden. Gerade jetzt erst wächst sich die Individualität aus, bilden sich Charakter und Persönlichkeit aus, und gerade deswegen ist jetzt eine ethische Einwirkung erst recht nötig. Jünglinge, selbst im höheren Alter, können sich weit weniger selbst erziehen, als man meistens annimmt, und bedürfen weit mehr, als es gewöhnlich beachtet wird, zur Bestandeseildung auch noch einer Erziehung im weitesten Sinn des Wortes, freilich einer anders als für niedrigere Altersstufen zu handhabenden. An dem Durchsetzen dieser Forderung sowie an dem Heransarbeiten eben dieser eigenen Weise des Handhabens einer Erziehung für die höchste Altersstufe der Jugend hat die Pädagogik noch eine ihrer größten Aufgaben vor sich.

Schauen wir zurück zu dem Versuch, das seelische Weisheit dieser Altersstufe wenigstens einigermaßen zu charakterisieren, so gehen wir wohl nicht fehl, wenn wir den Angehörigen dieser Altersperiode mehr als denen jeder anderen Entwicklungsperiode, vielleicht sogar jeder anderen Lebensperiode überhaupt, den Sinn und die Fähigkeit für ernstliche Beschäftigung mit der Wissenschaft zusprechen. Das logische Denken, das in der Kindheit bereits gute Fortschritte gemacht hatte, doch in der Pubertätszeit verhältnismäßig still gestanden war, geht nun wiederum leichter seinen Gang weiter. Der Geist des jungen Menschen, anfangs ganz in der Außenwelt auf- und ab- und erst in der eigentlichen Jugendzeit der Innenwelt zugewendet, bildet jetzt die Fähigkeit dessen aus, was kurz die „Reflexion auf psychische Erscheinungen“ heißt, und wird dadurch besonders geeignet zum Erfassen all dessen, was ein Verständnis seelischer Vorgänge und insbesondere begrifflicher Arbeit verlangt. Es ist denn jetzt auch die Zeit gekommen zum Aufschwung der Wissenschaft, die den Boden all dieser Operationen behandelt: der Psychologie.

Wir sind mit dem Versuch einer Beschreibung des jugendlichen Seelenlebens auf den verschiedenen Altersstufen zu Ende. Seine Unvollkommenheit liegt um so klarer auf der Hand, als er vor Allem an harten Einseitigkeiten leidet. Einmal gilt er, zumal in seinen letzten Partien, vorwiegend für das männliche Geschlecht. Dann aber gilt er auch da wieder mehr für solche Jünglinge, die zu einer höheren Bildung und Laufbahn herangezogen werden, als für den jungen Proletarier. Bei Diesem kommen leider die Eigenkräfte des letzten Jahrzehntes der Entwicklung wenig zur Entfaltung; soll er ja doch mit etwa sechzehn Jahren bereits abgeschlossen und selbstständig dastehen, von Fällen einer traurig niedergehaltenen Kindeszeit garnicht zu sprechen. Und der bereits erwähnte Uebelstand, daß für unser gesamtes Gebiet, zumal aber für die späteren Zeiten der Jugend, noch so wenig Material vorliegt, gilt hier erst recht; die wenigen angestellten Beobachtungen sind naturgemäß mehr aus Schichten einer feineren als aus solchen einer schlichteren Bildung geholt.

Nähere Beobachtungen an der Proletarierjugend werden allerdings noch eigens mit dem Umstand zu rechnen haben, daß hier, das heißt beim etwa sechzehn- bis vierundzwanzigjährigen Proletarier, die von der Natur gegebene Entwicklung und eine von der Kultur gegebene Reife ineinanderspielen — eine Umkehrung des nicht seltenen Falles, daß ein bereits zur Naturreife des beendeten Wachstums herangereiftes Kind der höheren Stände noch eine weitere Kulturentwicklung durchzumachen bekommt.

Die Erschließung neuer Quellen für die Erkenntnis unseres Gebietes wird sich also mit diesen Zueinanderbeziehungen ganz eigens abfinden müssen. Dazu treten ferner noch solche Verschiedenheiten wie zwischen ländlicher und städtischer Jugend; und schließlich verwehrt in der Wirklichkeit die unabsehbare Mannigfaltigkeit nicht nur der Individuen, sondern auch der Erscheinungen im einzelnen Individuum eine tatsächliche Geltung so scharfer Grenzen und Gegensätze, wie sie eine Periodisierung auf dem Papier nothgedrungen annimmt. —

2

Verkannte Thiere.

Von Curt Grattewitz.

(Schluß.)

Don den Edelkatten, die im Uebrigen eine wahre Geißel für die kleinere Vogelwelt sind, verdient doch der Thurmfall als nützlich geschont zu werden. Auch er nimmt seine Beute hauptsächlich aus der Zahl der Insekten, Heuschrecken, Grillen, Libellen, Käfer, und auch die Maus ist ein Gegenstand seiner Jagd. Durch die Vertilgung von Mäusen macht sich auch der einzige Adler, der in Deutschland einigermaßen häufig ist, der Schreiadler, verdient. Da alle anderen Adler sich auf deutschem Gebiete, mit Ausnahme der Alpen, nur ganz selten blicken lassen, so sollte man diesen mächtigen, stattlichen Vogel auf jeden Fall schonen. Der Schaden, den er zuweilen anrichtet, ist nicht sehr bedeutend, sein Nutzen ist jedenfalls größer. So muß denn Jedem daran liegen, daß ein so großes Thier erhalten bleibe, das der Stolz der Gegend ist, in der es horstet. Die Adler sind sonst sehr schlimme Raubthiere, eine südamerikanische Art, die Harpye, greift auch größere Thiere, besonders Faultiere und Affen an. Noch gefährlicher sind aber die Geier, selbst der Lämmergeier, der sich jetzt in Deutschland nicht mehr blicken läßt, der aber z. B. in der Schweiz noch vorkommt, hat mitunter schon Kinder geraubt. Dagegen ist der größte aller Raubvögel, der auf den Anden Südamerikas lebende Kondor, weit besser als sein Ruf. Man hat von ihm allerhand schauerliche Geschichten erzählt. Er soll den einsamen Gebirgswanderer auf steilen Graten anfallen und ihn in die Tiefe stürzen, um sich dann von seinem Fleische zu nähren. Doch der Geier gehört nicht zu den Thieren, die dem Menschen direkt gefährlich sind. Er nährt sich meistens nur von gefallenen Lamas und Pferden, raubt allerdings auch Schafe

und Käiber, aber am Menschen vergreift er sich nicht. Er ist jedenfalls kein nützliches Thier, er ist sogar ein sehr schädliches, aber doch kein gefährliches Thier.

Unter den Falken und Geiern giebt es kaum ein Thier, das nur und unbedingt nützlich wäre. Dagegen muß man die dritte Gruppe von Vögeln, die gewöhnlich zu den Raubvögeln gerechnet wird,

dahin und wo sich irgend ein Mäuschen regt, da geht es ihm an den Krallen. Mit scharfem Gesicht, das auch die Finsterniß durchdringt, und mit feinstem Gehör, dem nicht das leiseste Geräusch entgeht, sind sie vorzügliche Vertilger der verschiedenen Arten von Mäusen. Denn da die schädlichen Nager selbst vorwiegend nächtliche Thiere sind, so eignen sich die Eulen viel mehr als andere Vögel dazu, jene in

und sie werden natürlich jedes Thier verfolgen, das ihrem Jagd- und Schieß-Amusement im Wege steht, ganz einerlei, ob es allen übrigen Menschen nützlich ist oder nicht. Aber den Eulen wird auch von vielen Landleuten nachgestellt, in deren höchstem Interesse es doch liegt, daß solche werthvollen Thiere erhalten bleiben. Oft sieht man auf ländlichen Gehöften erlegte Eulen an Scheunthore oder Tauben-



Hugo Salmon: Vom Felde.

die Eulen, als durchaus nützliche Thiere betrachten. Und doch werden diese mehr denn irgendwelche anderen Vögel gehaßt und verfolgt. Aber sie werden das nur, weil man sie am wenigsten kennt. Und was der Mensch nicht kennt, das verfolgt er und vernichtet er mit unbedenklicher Rücksichtslosigkeit. Daß man die Eulen aber so wenig kennt, das liegt in ihrer versteckten und nächtlichen Lebensweise. Gegen Abend oder in der Nacht verlassen diese lichtschüchternen Vögel ihr Versteck, ob es Felsenklüfte, alte Gemäuer, Thürme oder finstere Wälder, und gehen auf Beute aus. Unsere einheimischen Eulen kreifen mit lautlosem Flügelschlage über die Fluren

Menge zu vernichten. Nur die größte unserer Eulen, der Uhu, gilt als schädlich. Aber diese Meinung geht doch nur von Jägern aus, die es dem Thiere verargen, daß es auch junges Wild erbeutet. Wer aber der Ansicht ist, daß dem Wild in einem Kulturstaate ebensowenig wie einem Bären oder Wolfe das freie Umherlaufen gestattet werden darf, wer daran festhält, daß jenes in besonderen eingezäunten Revieren vor gänzlicher Ausrottung zu schützen ist, der wird den Uhu nicht für ein schädliches, sondern für ein sehr nützliches Thier halten. Leider sind es nur meist die Jäger, denen unsere heimische Thierwelt fast gänzlich in die Gewalt gegeben ist,

schläge angenagelt als Siegestrophäe. Aber die Sieger sollten eine Narrenmütze daneben hängen, denn sie triumphiren über ihre eigene Thorheit. Der Feind, der in der Nacht die Geflügelställe beraubt, ist meistens ein Marder oder gar eine Ratte, aber niemals eine Eule. Es kommt vor, daß sich Eulen gelegentlich auch an kleinen Singvögeln vergreifen, doch fällt dieser Schaden wenig in's Gewicht gegenüber dem großen Dienste, den sie uns durch Vertilgung der verderblichen Nager erweisen.

Eine unserer häufigsten Eulen, der Steinkauz oder das Käuzchen genannt, steht noch obendrein in einem schlimmen Ruf. An sehr Erfahrenen kriecht

sich ein lächerlicher Aberglaube. Oft naht der Vogel den menschlichen Wohnungen; besonders liebt er es, vor erleuchteten Fenstern umherzuschweben und dabei einen ziemlich schauerlich klingenden Ruf „Stuwitt“ auszustößen. Dieser Schrei klingt der ländlichen Bevölkerung wie: komm' mit! und sie faßt ihn auf als einen Ruf des Todes. In dem Hause, vor dessen Fenstern das Käuzchen erscheint, wird in kurzem Jemand sterben. Es giebt leider Menschen genug, die an derlei altem Märchentram noch ebenso sehr oder noch fester hängen wie am Katechismus. Und die Thiere, die der Mensch sich als Gegenstand seines Aberglaubens ausgesucht hat, müssen in solchem Falle unschuldiger Weise unter dem Haffe und der Verfolgung des vernunftbegabten Herrn der Erde leiden. Der Steinkauz hat noch einige Schicksalsgenossen, die ebenso die Phantasie kindlicher Menschen mit Schauer erfüllen. So gilt der Klopffäßer, der in alten Möbeln lebt und hier nächstherweise mitunter ein scharfes Klopfen hören läßt, als Vorbote des Todes. Das Käufchen, von der Maximalgröße einer kleineren Fliege, hat offenbar das Glück gehabt, mit dem Tode einen Pakt abzuschließen, und da der Senjennann offenbar Werth darauf legt, sein Kommen vorher anzukündigen, so hat es eben selbigen Käfer von der Maximalgröße einer kleineren Fliege sich zum Zeitvertreib gemacht, als Todesankündiger aufzutreten. So etwa muß sich doch wohl ein Gläubiger die Sache denken, — wenn er überhaupt denkt. Mit noch einem anderen Käfer, dem Todtenkäfer, der etwas größer wie eine Biene ist, verbindet sich derselbe Aberglaube. Das pechschwarze Thierchen hält sich nicht selten an dunklen Orten in Kellern oder unter jaulenden Dielen auf und wer also das Bedürfnis hat, sich gruselig machen zu lassen, der findet immer noch Gelegenheit genug. Ueberhaupt hängt sich noch mancher dumme Aberglaube an die Thiere, doch es genügt hier, diese schauerlich trüb-jeligen Materie erwähnt zu haben. Der naturwissenschaftliche Unterricht, so kümmerlich er in den Schulen noch ist, hat doch immerhin dazu beigetragen, die jüngere Generation von dieser groben Art der Thierverfennung abzubringen.

Wenn der Mensch schon in der so leicht zu beobachtenden Klasse der Vögel sich manchen Irrthum in der Beurtheilung des Schadens oder Nutzens hat zu Schulden kommen lassen, so können wir sicher sein, daß er bei niedriger stehenden Wesen mit seinem Urtheil erst recht im Dunkeln tappen wird. Schnelles Urrecht ist von jeder den Reptilien und Amphibien gegeben. Es ist wahr, unter den Reptilien giebt es Thiere, die dem Menschen mit Recht als die unheimlichsten gelten. Kein Wesen ist uns so verhaßt als die mit der hinterlistigsten aller Waffen, mit dem Gift kämpfende Schlange. Aber in seiner blinden Furcht hat der Mensch mit den verhältnißmäßig seltenen Giftschlangen Alles in Angst und Bann gethan, was nur entfernt in seiner Gestalt an Schlangen erinnert. In unseren nördlichen Ländern, wo es nur eine einzige Giftschlange, und im Uebrigen kein nur irgendwie schädliches, gefährliches Reptil oder Amphibium giebt, ist der Haß und der Abscheu, den auch bei uns der einfache Mann vor diesen Thieren hegt, fast unbegreiflich. Möglicherweise ist dieses Genuen vor den Kriech- und Schlingthieren ein altes Erbsin der Menschheit, das aus jenen uralten Zeiten stammt, wo diese Wesen die fürchterlichsten Feinde unserer noch auf tiefer Entwicklungsstufe stehenden Vorfahren waren. Das Genuen ist ganz instinctiv, und es ist, wie man oft beobachten kann, härter als die Verunft. Mancher weiß ganz genau, daß eine Gschlange ihm nichts anhaben kann, aber er vermag sie doch nicht mit der Hand zu berühren.

In Deutschland ist nur die Kreuzotter eine giftige Schlange. Alle übrigen sind durchaus nützliche Thiere, die sich von schädlichen niederen Thieren, auch von Mäusen, und besonders von Fröschen nähren. Die Kreuzotter ist an ihrer dunklen Färbung, die über den ganzen Rücken verläuft, leicht zu erkennen. Das diese Färbung nicht trägt, das verleiht unserer Schlange. Aber der alte Haß, den der Mensch gegen alle Schlangen hegt, tritt meist auch die völlig unschuldige und bei uns recht häufige Ringelnatter.

Es ist noch am ehesten verzeihlich, daß man diesem Thiere überall, wo man es findet, den Garaus macht. Denn schließlich kann es doch von Unkündigen mit der Kreuzotter verwechselt werden, und jedenfalls versetzt das bloße Erscheinen einer Schlange fast alle Menschen in Schrecken und Besorgniß. Es ist deshalb die Frage, ob man überhaupt einer Schlange Schonung gewähren soll oder ob es nicht besser ist, jede, ob sie giftig ist oder nicht, zu vernichten, um nur ja jede Verwechslung mit der einzigen giftigen, der Kreuzotter, zu verhindern, der so viele Menschen noch immer zum Opfer fallen.

Sehr nützliche Thiere sind die Eidechsen, die sich von Insekten, Schnecken, Würmern nähren. Unter ihnen ist eine, die leicht mit einer Schlange verwechselt werden kann. Sie gilt im Volke allgemein als giftig, und sogar für noch bössartiger als die Kreuzotter. Aber sie ist ebenso harmlos und ebenso nützlich wie die anderen Eidechsen, und deshalb darf sie nicht verfolgt werden. Obwohl sie keine äußerlich sichtbaren Gliedmaßen besitzt, so unterscheidet sie sich von den Schlangen schon durch die Art ihrer Fortbewegung, die krokodil- oder eidechsenartig ist, während jene sich in vertikalen Bogenlinien über die Erde erheben.

Unter den Amphibien giebt es in Deutschland auch nicht ein einziges, das irgendwie schädlich wäre. Diese Thiere werden ganz mit Unrecht verabscheut, die Frösche und Kröten sind im Gegentheil die werthvollsten Helfer der zahlreichen Menschenkategorie, die sich in irgend einer Form vom Pflanzenbau ernährt. Die Hülfe dieser verachteten Thiere ist um so größer, da sie überaus zahlreich sind. Die gefährlichsten Raatichnecken, die auf Niederungsfluren die ärgsten Feinde des Rohls und anderer Gemüße sind, werden einzig durch die Frösche in Schach gehalten. Frösche wie Kröten sind vielleicht die erfolgreichsten Bertilger alles schädlichen Kleingethiers, das auf oder nahe dem Boden lebt. Die Kröten gelten noch vielfach als giftig, indeß wirkt die Flüssigkeit, die sie von sich speien, wenn sie verfolgt werden, höchstens etwas ägend. Es hat ja aber Niemand nöthig, diese Thiere anzufassen, obwohl noch Niemandem dadurch ein nennenswerther Schaden entstanden ist. Die Frösche und noch weit mehr die Kröten haben wegen der schleimigen Glätte ihrer Haut für viele Menschen etwas Unappetitliches. Doch sind diese Amphibien ebenso sauber wie irgend ein anderes Thier; jedenfalls sollte ihnen Niemand um ihres Aussehens willen etwas zu Leide thun. Wer eine Kröte in seinem Keller, in seinem Hofe oder Garten findet, der sollte sie nicht herausbefördern, sondern im Gegentheil sie möglichst verhindern, davonzulassen. Denn eine so billige zuverlässige Hülfe gegen allerhand Ungeziefer findet er nicht alle Tage wieder.

Wenn wir noch tiefer auf der Stufenleiter des thierischen Lebens hinabsteigen, so gelangen wir zu der überaus großen Schaar der wirbelloser Thiere, die noch von Linné unter dem Namen Würmer zusammengefaßt wurden und die von vielen Menschen verächtlich „das Gewürm“ genannt werden. Dieses Gewürm, zu dem so verschiedenartige Thiergruppen wie Mollusken, Gliederthiere, Würmer usw. gehören, übertrifft an Artenzahl die Wirbelthiere wohl um das Zwanzigfache. Aber mit wenigen Ausnahmen sind diese niederen Thiere für die meisten Menschen eine überflüssige und verabscheuungswerthe Gesellschaft. Die Schmetterlinge läßt man allenfalls gelten, obwohl gerade deren Raupen fast alle arge Pflanzengräber sind. Bienen, Seidenraupen, Krebse, Mäusen, Mantelgel, Cochennille-Waas, die Korallen und Schwämme, und hier und da einige Andere, sind als direkt nützliche Thiere bekannt. Alle Uebrigen gelten als schädlich, oder sind unbekannt und werden, wo sich gerade Gelegenheit dazu bietet, vernichtet. Ohne Zweifel giebt es unter diesen niederen Thieren sehr viele Schädlinge, besonders sind die Insekten vorwiegend schädliche Thiere. Allein es giebt auch unter ihnen viele nützliche. Häufig begegnet man großen, mit langen beweglichen Beinen ausgestatteten Käfern, deren Rücken gewöhnlich in metallischem Glanze glänzen. Es sind dies Laufkäfer, die von Raube anderer schädlicher Insekten leben und des-

halb Schutz verdienen. Aus demselben Grunde sind auch die Kurzflügler, die Schlupfwespen und Waffeljungfern, zu schonen. Um ihnen aber Schutz angedeihen zu lassen, muß man sie kennen. Ohne Zweifel ist das Bestreben, die nützlichen und schädlichen Insekten unterscheiden zu lernen, in allen Kreisen, welche sich mit Pflanzenbau beschäftigen, neuerdings sehr rege geworden. Es ist ja selbstverständlich, daß von der genauen Kenntniß der niederen Thiere vielfach der Erfolg im Pflanzenbau abhängt. Die Nonne kann ganze Wäldungen verwißten, der Rübennemtoide den einträglichsten Zweig der Landwirthschaft lahmlegen, der Apfelblüthenstecher die Obsterte vernichten, das Spargelhähnchen den Ertrag der Spargelbeeren bedeutend schmälern, kurzum, die Insekten, und niederen Thiere sind von größtem Einfluß auf den Erfolg der Pflanzenkulturen. Ohne die genaue Kenntniß der Thiere und ihrer Eigenheiten ist aber durchaus unmöglich, sie wirksam zu bekämpfen. Deshalb kann man wohl hoffen, daß es bald keine Förster, Gärtner, Landwirth, überhaupt keinen Landbewohner mehr giebt, der nicht genau das schädliche wie das nützliche Kleingethier kennt. Mit dem Kenntniß hört aber natürlich das Verkennen auf. Und viele von diesen unscheinbaren Wesen werden doch noch erkannt. Wenn unter den Insekten immer noch etliche Arten als menschenfreundliche Wesen bekannt sind, so wird die ganze Klasse von Spinnweben in Haus und Vogen erkannt. Die Spinnweben sind diejenigen, welche die Febrerleute bekämpfen, sind schlechterdings nützlich. Sie leben von schädlichen Kerfen und vernichten von ihnen eine sehr große Anzahl. Im Volksglauben gelten die Spinnen noch als giftig. Besonders flößt die Kreuzspinne allgemein Furcht und Schrecken ein, aber trotz der weißen Kreuzfäden die sie auf dem Rücken trägt, ist sie ein durchaus harmloses Wesen. Unter den ausländischen Spinnen giebt es allerdings einige giftige und schädliche Arten, aber gerade diejenige, welche dem Namen nach bekannteste ist, die Tarantel, ist nicht entfernt gefährlich, wie die bekannte Nebenart „wie die Tarantel gestochen“ vermuthen lassen könnte. Dieses in Italien lebende Thier, das unsere Kreuzspinne an Körperlänge um das Doppelte übertrifft, wird dem Menschen kaum lästiger, als etwa eine Stechmücke. Aber es herrscht trotzdem im italienischen Volk ein Aberglaube, daß, wer von Spinnweben gebissen wird, den sogenannten Tarantelbrennen, eine dort bisweilen auftretende Krankheit die indeß eine ganz andere Ursache hat.

Es ist eine wenig erfreuliche Nebenwirkung großer naturwissenschaftlichen Errungenschaften des vergangenen Jahrhunderts, daß nun auch noch Mikro-Organismen die Zahl der verkannten Thiere vermehrt haben. Der bloße Gedanke an diese Wesen ist den meisten Menschen unheimlich. Zwar in wohl jezt jeder, daß die schlimmsten der Mikro-Organismen pflanzliche Wesen sind, aber auch thierischen traut man wenig Gutes zu. Wenn man es in der Hand hätte, sie auszurotten, so würde es wohl keine Mikro-Organismen mehr geben. Furcht vor ihnen ist aber weit übertrieben, und Schutzmaßregeln gegen sie, die Desinfektion, Sterilisation, haben sich in vielen Fällen als unwirksam oder gar schädlich erwiesen, einmal weil bei geistlich-widrigem Leben der Körper durch solche mikrofeindliche Mittel doch nicht widerstandsfähiger gemacht wird, und weil andererseits dadurch neben schädlichen auch viele nützliche Kleinwesen vernichtet werden. Denn viele von ihnen sind nützlich. Die thierischen Mikro-Organismen, speziell die Thierchen, sind fast alle harmlos, wenigstens für Gesundheit des Menschen. Man kann überhaupt annehmen, daß der menschliche Körper im Allgemeinen den mikroskopisch kleinen Lebewesen gewohnt ist, daß diese fast nur dann die Herrschaft übernehmen, wenn der Mensch ein unvernünftiges Verhalten an den Tag legt, wenn man sich nicht eifrig gegen die argen Verkennung dieser Wesen schuldig machen will.

* * * Mylord, der Elefant. * * *

Novelle von Rudyard Kipling. Autorisierte Uebersetzung von Leopold Lindau.

Was die Wahrheit der nachfolgenden Geschichte angeht, so kann man keinen Zweifel darüber hegen, denn Mulbaney selbst hat sie mir erzählt. — Es war an einem heißen Abend hinter den Elefantenzäunen, wohin wir die Hunde spazieren geführt hatten. Die zwölf Artillerie-Elefanten hielten sich, an kurze, starke Pfähle gefesselt, außerhalb des großen aus Lehm gebauten Stalles auf, wo für jedes der unruhigen Thiere ein besonderer Staub hergerichtet war. Die mächtigen Geschöpfe wiegten sich in regelmäßigen Bewegungen langsam hin und her, während ihre Wärter, die Mahouts, ihre Abendmahlzeit bereiteten. Von Zeit zu Zeit ließ einer der jungen, ungeduldigen Neulinge, der den appetitlichen Geruch der gebackenen Mehlfuchen schnupperte, seine Trompete ertönen. Dann kamen die nackten kleinen Kinder der Wärter aus den Zelten heraus und liefen die Reihe entlang und befohlen Ruhe und verzehrten hier und da mit ihren kleinen, braunen Händen einen Klaps auf einen riesigen Müffel. Die Elefanten thaten dann, als wären sie eifrig damit beschäftigt, sich Staub über die Köpfe zu werfen, aber sobald die Kleinen in den Zelten verschwunden waren, fing das Wiegen, die Unruhe und das Trompeten von Neuem an.

Die Sonne war schon am westlichen Horizont verschwunden, die Elefanten hoben sich, wie eine große, dunkle Masse, gegen die tiefschwebende, rosige Gluth der staubigen Atmosphäre ab. Es war zu Anfang des heißen Wetters, und Mulbaney und Ortheris in ihren weißen Sommeruniformen sahen aus wie Geister, die durch das dunkelnde Lager wandelten.

Leary war nach einer anderen Baracke gegangen, um sich Salbe für einen seiner Hunde zu verschaffen, der im Verdacht einer noch versteckten Mäule stand. Aus Jartgefühl hatte er die Hundehütte hinter den großen Glühofen, wo die Leichen der aus Ausmaß Verstorbenen verbrannt werden, in Quarantäne gestellt.

„Ha! Du möchtest wohl nicht gern die Mäule kriegen, du lieber, kleiner Kerl,“ sagte Ortheris zu meinem Terrier, den er mit seinem Fuß auf den breiten, weißen Rücken gedreht hatte. „Du bist überhaupt seit Kurzem sehr stolz und vornehm geworden. Neulich wolltest Du mich garnicht kennen, weil Du allein in einer Dog-Cart fuhrst; ja, da sahest Du wie ein verfluchter Aristokrat. — Komm, Bigh, los! los! Reiß' mal die großen Bestien!“

Die Elefanten hassen kleine Hunde. Bigh lief kläffend an den Pfählen entlang, und in einem Augenblick fing die ganze Elefantengesellschaft an zu stampfen, zu brüllen und zu trompeten.

„O, Ihr Soldatenleute!“ rief ein weißbärtiger Mahout, „ruft doch Eure Hündin zurück! Sie erschreckt unser Elefantenvolk.“

„Komische Leute,“ sagte Ortheris nachdenklich. — „Der Mahout nennt sie Volk, gerade, als wenn sie Menschen wären, wie wir. Und er hat eigentlich nicht so ganz Unrecht, wenn man so darüber nachdenkt!“

Bigh war bellend und knurrend zurückgekommen, als ob sie uns zeigen wollte, daß sie durchaus nicht eingeschüchtert wäre und wieder von vorn anfangen könnte, wenn sie Lust hätte. Jetzt machte sie es sich zwischen Ortheris' Beinen bequem und nickte herablassend auf Ortheris' Hunde, die nicht wagten, sich zu rühren.

„Haben Sie heute Morgen die Batterie gesehen?“ fragte mich Ortheris. Er meinte die neu angekommene Elefantebatterie, sonst würde er einfach die „Kanonen“ gesagt haben. Drei Elefanten vor jeder Kanone, einer hinter den anderen gespannt. Wer nicht gesehen hat, wie die großen, schweren Vierzigpfünder hinter ihrem Riesengeßpann dahintrollen, der hat noch etwas ganz Außerordentliches zu sehen.

Der erste Elefant, an der Spitze des Zuges, hatte sich am Morgen auf der Parade schlecht benommen; man hatte ihn ausspannen lassen und in Ungnade nach den Linten zurückgeschickt. Da stand

er nun mit blutunterlaufenen Augen und peitschte mit seinem Müffel um sich her, ein Bild blinder, gefesselter, dumpfschreitender Wuth. Sein Wärter hielt sich in guter Entfernung von dem Müffel, dessen Schläge wie die eines eisernen Dreschlegels herabsielen, und versuchte ihn zu besänftigen.

„Das ist die Bestie, die sich heute Morgen so schlecht aufgeführt hat,“ bemerkte Ortheris; „sie ist toll geworden, wir werden sie todtschießen müssen, gerade wie es im vorigen Sommer mit einem von des Rajah Elefanten geschah!“

„Das Thier wird sich schon beruhigen,“ sagte Mulbaney verächtlich von seinem Ruheplatze herab, den er sich auf einem Haufen Matrazen eingerichtet hatte. „Es ist nur schlechter Laune, weil man es geizigt hat. Ich weite, es ist noch ein Neuling im Artilleriedienst! Die Elefanten hassen Lasten ziehen. — Fragen Sie den Mahout.“

Ich rief den alten Wärter, der seinen brunnigen, verbrießlichen Schlingling mit Schmeicheln überhäufte.

„Er ist nicht toll,“ erwiderte der Mann mit großer Entzückung, „aber man hat seine Ehre verletzt. Ist ein Elefant ein Ochse oder ein Maulesel, daß man ihn vor eine Kanone spannt? Seine Kraft liegt in seinem Kopfe! — Ruhig, ruhig, Mylord, es war nicht meine Schuld, daß man Dir heute Morgen ein Geschwür angelegt hat! — Nur ein Elefant niedriger Klasse wird sich herablassen, eine Kanone zu ziehen, und dieser da ist ein Kummeria vom Doon. Es hat ein Jahr gedauert und ein Menschenleben gekostet, ihn zu zähmen. Die von der Artillerie haben ihn vor eine Kanone gespannt, weil eine ihrer niedriggeborenen Bestien lahm geworden war. Kann man sich wundern, daß er böse wurde und noch ist?“

„Ich möchte wissen, wie er sich benehmen würde, wenn er sich losriß,“ meinte Ortheris. — „Schlechter Laune ist er. Das ist klar.“

Mulbaney öffnete den Mund, um zu antworten, aber hielt sich zurück.

Ich fragte den Mahout, was wohl passieren würde, wenn sich der Elefant losriß?

„Gott allein, der die Elefanten geschaffen hat, weiß es!“ sagte der Wärter feierlich. „In seinem jetzigen Zustande würde er Sie wahrscheinlich alle drei tödten und davonlaufen, bis seine Wuth sich etwas abgekühlt hat. Mich würde er nur angreifen, wenn er toll wäre, dann aber würde er mich zuerst tödten, denn er liebt mich. Das ist so der Brauch des Elefantenvolkes. — Wir Mahoutleute haben Vertrauen zu ihnen, bis uns unser Elefant tod macht. Andere Kasten vertrauen dem Weibervolke, wir Mahouts vertrauen dem Elefantenvolke. Ich habe Leute gekauft, die mit bösen Elefanten zu thun gehabt hatten und am Leben geblieben sind. Aber noch nie hat es einen Mann, vom Weibe geboren, gegeben, der mit Mylord, dem Elefanten, in seiner Wuth zu thun gehabt und gelebt hätte, es zu erzählen. Diejenigen, die ihm entgegentreten, wenn er nur böse ist, sind schon kühn genug!“

Nachdem ich das, was der Mahout gesprochen, überseht hatte, sagte Mulbaney zu mir: „Fragen Sie doch mal den Heiden, ob er schon einmal gesehen hat, daß ein Mann einen Elefanten gezähmt habe — ich meine natürlich, ein Europäer!“

„Ja,“ sagte der Mahout, „ich habe es einmal gesehen. Ich habe gesehen, wie ein Mann auf einem Elefanten geritten ist. Das war in Cawnpore. Ein Mann ohne Kopfbedeckung, ein Europäer, der den Elefanten mit einem Gewehr schlug. Man sagte mir, daß der Mann vom Teufel besessen, daß er betrunken gewesen sei.“

„Ist es überhaupt wahrscheinlich, daß Jemand, der nüchtern ist, so etwas thun würde?“ sagte Mulbaney, während der gefesselte Elefant wieder anfing zu trompeten.

„Ich kenne nur einen Menschen auf Gottes

Erdboden, der dazu verrückt genug wäre,“ sagte Ortheris. „Wo ist denn das passiert, Mulbaney?“

„In Cawnpore, wie der Schwarze sagt,“ antwortete Mulbaney, „und ich war der Verrückte. Die Geschichte spielte in meinen jungen Jahren. Aber Alles kam ganz natürlich, wie eine Dummheit zur anderen führt. Und daß es zum Streit zwischen dem Elefanten und mir kam, das war das Natürlichste von Allen.“

„Das kann ich mir schon denken,“ sagte Ortheris, „aber Du mußt mehr als gewöhnlich betrunken gewesen sein. Ich habe von einer komischen Geschichte gehört, die Du mit einem Elefanten gehabt haben sollst; wie kommt es, daß Du sie uns nie erzählt hast?“

„Das will ich Dir sagen, Stanley, mein Sohn: Wenn der schwarze Kerl hier nicht aus freien Stücken von der Geschichte gesprochen hätte, so würdest Du mich einen Lügner genannt haben, hätte ich sie Dir erzählt; und es würde dann meine traurige, aber unabwendbare Pflicht gewesen sein, Dich zu verhanen. Du bist ein guter, kleiner Kerl, Stanley, Du hast nur den Fehler, daß Du glaubst, Du weißt Alles, was je in der Welt passiert ist, und sogar noch ein bißchen mehr. Aber das ist ein Fehler, den viele Leute haben, unter Anderen zwei, mit denen ich mir die größte Mühe gegeben habe, sie zu tüchtigen Soldaten zu machen.“

„D,“ sagte Ortheris mit einem spöttischen Lächeln, „und wer sind diese beiden Wunderkinder?“

„Ich war das eine,“ sagte Mulbaney mit einem Schmunzeln, das selbst die Dunkelheit nicht verbergen konnte; „und da der Kamerad nicht hier ist, kann ich ja sagen, wer das andere Wunderkind war: das andere war Leary!“

„Ja, Leary ist nichts weiter, als ein Bündel Heu in Hosen,“ sagte Ortheris. „Er benimmt sich wie ein Hund, er kann keins auf hundert Schritt treffen, er wurde auf einem geboren und so wird er unter einem sterben, weil er nicht im Stande ist, in irgend einer christlichen Sprache zu sagen, was er will.“ Ortheris wollte sich von dem Bündel Heu, auf dem er gesessen hatte, erheben, aber er stolperte über die Hunde, die sich an ihn drängten, und fiel zurück. Bigh sprang auf seine Brust und machte es sich dort bequem; die anderen folgten ihrem Beispiele.

„Ich kenne Jack genügend,“ sagte ich. „Ich möchte aber jetzt die Geschichte von dem Elefanten hören.“

„Ah, das ist eine von Mulbaney's wunderbaren Gespenstergeschichten,“ sagte Ortheris, der die Hunde, die sich auf ihn gelagert hatten, ruhig gewähren ließ. „Er und Jack glauben, sie sind die Blumen der englischen Armee. Eines schönen Tages wird er uns erklären, daß er Waterloo gewonnen habe, er und Jack.“

Keiner von uns Beiden hielt es für der Mühe werth, Ortheris' Bemerkung zu beachten. Der große Artillerie-Elefant bewegte sich hin und her in seinen Ketten und murrte und grunzte; von Zeit zu Zeit ließ er seine schmetternde Trompete erschallen, und mit dieser Begleitung fing Mulbaney seine Geschichte an:

„Der Anfang war ein Mißverständnis zwischen mir und einem Sergeanten. Er glaubte Ursache zu haben, mich aus verschiedenen, hier nicht wesentlichen Gründen zu chikaniren.“

Mulbaney's tief liegende Augen blinzelten über der Gluth des Pfeifenkopfes, und Ortheris brummte: „Jrgend ein Unterrock!“

„Das Ende vom Liede war, daß er eines schönen Nachmittages in die Kaserne kam, als ich mich gerade angezogen hatte, um spazieren zu gehen. Er fing wieder an zu räsonniren, nannte mich einen großen, ungeleckten Affen, was ich doch eigentlich nicht bin, und einen demoralisirten Bagabunden — da hatte er nicht so unrecht — und befahl mir, auf Straßendienst zu gehen. Ich sollte helfen, Zelte in die

Paraden zu tragen. Wie gesagt, ich war soeben im Begriff, spazieren zu gehen.

„Aha!“ rief Ortheris, den die Diebstahlsungen der Hunde arg in Anspruch nahmen, „wieder ein Frauenzimmer. Ich sage Dir, Bixy, er ist ein Mormone, gieb' Dich nicht mit ihm ab, mein liebes Hündchen!“

„Also ich wollte gerade spazieren gehen,“ fuhr Mulvaney fort, „und es kam zu einer Auseinandersetzung zwischen dem Sergeanten und mir, die damit endigte, daß meine Faust mit seiner Nase in Berührung kam. Ich kam wohl sagen, daß dies seine Neugierigkeit mit Bemus nicht vergrößerte, denn ich hatte eine schöne große Nase in Behandlung genommen. Ich war so erfreut darüber, daß ich dem Posten, der mich in's Loch bringen sollte, nicht die geringsten Schwierigkeiten bereite. Ein Kind hätte mich führen können, denn ich hatte ein Gefühl tiefer Freude und Beruhigung, Kearney's — das war sein Name — Kearney's Nase zurechtgesetzt zu haben. Das regelmäßige Gefängnis unseres Regiments wurde während dieses Sommers nicht gebraucht, wegen der Cholera nämlich, die darnum hing, wie Schimmel auf nassen Stiefeln. Es wäre der reine Mord gewesen, einen Europäer in das schwarze Loch stecken zu lassen. Wir hatten das Gefängnis von einem frommen, wohlgezogenen Regiment geborgt, das aus sogenannten christlichen jungen Männern bestand, die noch kein Pulver gerochen hatten. Es lag eine gute halbe Stunde von unseren Baracken entfernt. Man mußte über zwei Eserzierplätze und über die große Promenade gehen, wo alle Damen von Campore Nachmittags spazieren fahren und reiten. Und so kam es denn, daß ich mich, wie oftmals, in der allerbesten Gesellschaft befand. Mein Schatten tanzte lustig vor mir her im schönen, hellen

Sonnenchein. Meine Leibwächter gingen ernst und feierlich voran, ich hatte Armbänder am Handgelenk, und mein Herz war voll Freude, in dem Gedanken an Kearney's Nüssel.

„Gerade als wir im Begriff waren, über die große Promenade zu gehen, sah ich einen Artillerieoffizier in voller Uniform an uns vorüber laufen, den Mund offen, als ob er vom Teufel verfolgt wäre. Mit einem verzweifeltten Ausdruck sah er sich um, wo er ein Versteck finden könnte, und da sich nichts Anderes bot, kroch er in eine Oeffnung des großen Ableitungskanals, der sich neben der Chaussee entlang zieht.“

„Kinder,“ sagte ich zur Wache, „der Offizier ist betrunken. Das ist empörend. Wir wollen ihn mit in's Loch bringen.“ Aber der Korporal der Wache sprang auf mich los, nahm mir meine Handmanschetten ab und sagte: „Lauf um Dein Leben. Wenn Alles gut geht, vertraue ich Deiner Ehre, daß Du Dich so bald wie möglich im Gefängnis meldest.“

„Damit lief er ebenfalls davon, und alle Equipagen, die seinen Herren und Damen zu Pferde, alle stürzten in einer Richtung fort. Und so bemerkte ich plötzlich, daß ich allein mitten auf der Promenade stand — hinter mir, in geringer Entfernung ein riesiger Elefant mit weitgeöffnetem, blutrothem Schlund. Die Bestie war zweieinviertel Fuß hoch und zehn bis zwölf Fuß breit, mit Zähnen, so lang wie O'Connell's Monument im Rathhause zu Dublin. — Dieser Anblick ernüchterte mich ein Bißchen. Der Elefant war vielleicht nicht ganz so groß, wie er mir vorkam, aber ich nahm mir auch nicht die Zeit, das genau feststellen zu wollen. Heilige Mutter Gottes, wie ich rannte! Gleich darauf fiel ich über ein Gewehr, das einer von der Wache fortgeworfen hatte, um

schneller laufen zu können. Als ich mich wieder aufrichtete, sah ich, daß das Unthier sich zunächst daran gemacht hatte, die Leitung zu untersuchen, in die sich der Artillerieoffizier verfrachten hatte. — Das rettete mir das Leben. — Der Elefant suchte nach dem Füllhalm, und dabei benahm er sich genau so wie Bixy vor einem Mattenloch — nur daß er mit seinen hakenförmigen Klauen nicht graben konnte. Er hatte den Kopf so tief gebückt, daß ich glaubte, er würde sich darauf stellen, und er schielte in die Röhre hinein und grunzte, und gleich darauf trabte er schnell nach der anderen Oeffnung, um zu schnüffeln, ob der Offizier nicht vielleicht aus der Hinterthür entwichen wäre. Dann bohrte er seinen Nüssel in die Röhre und zog ihn wieder heraus, voller Schmutz, und spritzte den Schlamm über den Weg und brumnte unflüchtig! Und wie er flüchte! O, Du mein Gott! Alle Qualen der Hölle flüchte er auf den armen Artillerieoffizier herab. Was aber ein Kommissariat's Elefant gegen einen Artillerieoffizier haben konnte, das ging über meine Begriffe. Da ich vorläufig nichts weiter zu thun hatte, als in's Gefängnis zu gehen, so blieb ich in der Mitte der Straße stehen mit meinem Snidergewehr in der Hand, aber ohne Munition, und stellte Betrachtungen an, was zu guter Letzt wohl aus dem Thier werden würde. Meilenweit um mich her war nichts als Wildnis und Einöde, denn Alles, was zwei Beine hatte, oder auch vier konnte man sagen, hatte sich aus der Staube gemacht, und dieser alte Galunke stand auf seinem Kopf und brumnte und zerrte über den Abzugskanal, und sein Schwanz ragte zum Himmel empor, und mit seinem Nüssel versuchte er in den Fuß Straßenschmutz hineinzutrompeten. Bei Gott es war ein schändlicher Anblick. (Fortsetzung folgt.)



An meinen Knaben.*

Oh, inmitten heil'rer Tage,
Wann die Luft ausschäumt in Fogen,
Kommt mir wie ein Geistergrüßen
Leis ein Schatten angeflogen.

Wie ein Ton aus fernern Zeiten
Klingt es tief in meiner Seele:
Küßler, küssst du Blumen pflücken,
Wenn ich, deine Rose, sehle?

Seuchst umflort sich meine Stirn,
Einsam in dem frohen Schwarme
Sahst mich Sehnsucht nach der Stimme,
Nach dem Druck der kleinen Arme.

Mit dem Bündel wollt' ich wandern
Zellearm und unverdrossen,
Jand' ich wo die Hinderungen,
Die sich mir zu früh geschlossen!

Angelika von Hermann.

Dem Feld. Ende März. Aus den Sturzäden spreit
der Säuregüsse seine stehenden Muthosen. Die Geraden
geben mit Eßig und Del einen herzhafte Salat, der
die Hitze des Sommers zu kühlen. Mit Tragob und Kraker
zieht sie hinaus, vielleicht kann sie auch gleich eine Wasser-
schleife tragen, die her Schutzegeug darreißt oder zuge-
klemmt. Die Arbeit geht nicht zu den Schreien, aber
sie ist anstrengend genug. Vom Winter her ist der Körper
noch ungesund. Das ganze Winter lang hat sie sich
nicht aus dem Bett gehoben, er würde mitten aus-
einanderbrechen. Die Märzluft ist jetzt, und an hellen
Tagen sieht die Sonne schon nicht viel.

Das Alles merkt die junge Frau, als sie ihre Last
bestimmen hat und sich auf den Heimweg begeben. Mit
einem mal macht sie die Müdigkeit die Wege plündern. Sie
reißt sich am Wege nieder. Die Hände legt sie auf
den Boden des Krakers, sieht das Innere heraus und blüht
hinaus nach dem Dorfe, das sich hinter hinter einer
Hohlecke ändert. Das aber wird sie die Müdigkeit ab-

* Das „Das Buch der Schicksale“. Eine Sammlung
von Gedichten, herausgegeben von Paul Bremer.
Berlin und Leipzig. Engelke & Sohn.

schütteln und mit starken Füssen wieder den schmalen
Pfad durch die Acker schreiten; sie weiß, für sie giebt es
ja Arbeit den ganzen Tag.

Der Künstler, ein Franzose, hat sein Modell in der
Picardie gefunden. Wäre das weiße Häubchen und der
etwas eigenhändig geformte Kraker nicht, Jeder würde
die junge Frau für eine Deutsche ansprechen. —

Japanische Schönheitsbegriffe. G. Netto und
G. Wagner haben kürzlich bei J. A. Brodhaus in
Leipzig ein Buch herausgegeben, das „Japanischer Humor“
betitelt ist. Der stark, reich illustrierte Band behandelt
in verschiedenen Kapiteln die Art des japanischen Humors
und die Niedrigkeit desselben in Anekdotenform und
Karikatur. Auch über die japanischen Schönheitsbegriffe
spricht dieses Buch: Eine lange Nase im Menschenantlitz
wird gewiß nirgends mehr Bewunderer als in Japan,
wo eine wirkliche Schönheit der Züge ohne diese Beigabe
undenkbar ist. Die Regelmäßigkeit des Antlitzes muß
sich mit vornehmem Ausdruck paaren, um dem Begriff
des Schönen zu entsprechen. Eine große Nase gilt aber
auch für ein Zeichen höherer Abkunft, ebenso wie schmale
Füßchen, dünne Lippen usw. ... Ueberhaupt ist Körper-
größe kein Maas der weiblichen Schönheit, während sie
beim Mann, als ein Zeichen von Kraft, nicht unwillkommen
ist. Die Formen des Körpers spielen keine große Rolle
als Kriterien der Schönheit, und ein Japaner der alten
Schule würde kaum wissen, was er unter einem hübschen
Gesicht, einer schönen Hand, einem edlen Nacken verstehen
sollte. Er zieht die große Gestalt der kleinen vor, vielleicht
schon deshalb, weil sie seltener ist, und nimmt als Haupt-
maßstab für die Schönheit des Körpers die weiße Farbe
der Haut.

Große Augen, schon geschwungene, scharf begrenzte
Augenbrauen, lange Wimpern, weiße, regelmäßige Zähne
und kleiner Mund werden auch hier, wenn schon vielleicht
nicht in dem Maße, wie bei uns, gewürdigt, und die
Aufmerksamkeit über Regelmäßigkeit der Gesichtszüge unter-
scheidet sich von den unsrigen nur insoweit, als schief-
liegende Augen im Westen kaum zu den Vorzügen eines
Antlitzes gerechnet werden. ... Die Schönheit der Rajen-
lange hat aber, wie Alles, ihre Grenzen, und um eine
richtige Farbe zu schaffen wird man in Japan ebenso-
wenig bemüht, wie anderwärts. —

Die neuesten Goldgräber bei Sumara
überliefert Curt Graemer in seinem Buche „Aus meiner
Sambertzeit“ (Berlin, Dietrich Reimer): Das langge-
zogene Sumara, das, man möchte sagen, aus eben so vielen
Ebenen und Gassen als Gebirgen besteht, bietet
mit seiner geringen Einwohnerzahl weder die Gefahren der

Zivilisation noch sonst irgend etwas. Nur die Goldfelle
da sie einen ganz anderen Charakter als die in Trans-
vaal und Victoria zeigen, erregten mein Interesse. Der
Stand der Sonne erlaubte uns nach unserer Ankunft
einen Theil derselben noch zu besichtigen.

Die Umgebung von Sumara gleicht einem wüsten
Gebiete, das durch heftige Erdbeben oder sonstige Un-
wäzungen gänzlich seine ursprüngliche Gestalt verloren
hat. Und alles Dies ist der Sucht des Menschen nach
Gold und Reichthum zuzuschreiben. Nichts als Berge
von Steinen und tiefe, ausgewasene Erdgruben erblickt
das Auge ringsumher. Der Goldgehalt dieses Bezirkes
ist alljährlich um ihn aus den tieferen Erdschichten zu
gewinnen, genügen nicht mehr Bick und Schaufel,
sondern die unbändige Gewalt künstlich geleiteten Wasser-
herhalten. Von fern aus den Bergen, wo man große
Behälter und Dämme errichtet hat, kommt das Wasser
in mächtigen Röhren. Vermittelt großer Mundstücke
die in Gestalt und Umfang Kanonenrohren gleichen, wird
der Wasserstrahl, der von ungeheurer Drucke, gegen
das Erdreich gerichtet, welches er mit ungläublicher Kraft
aufwühlt und zerklüftet.

Das mit dem Wasser abfließende Gerölle wird in
Nähen aufgefangen, dort setzen sich die schweren W-
sandtheile mit dem Golde zwischen eingelegte Goldblö-
cke. Dieser Abzug wird alsdann von den Goldgräbern
in Blechschiffeln mit großem Geschick ausgewaschen, bis
das Gold allein zurückbleibt. Jeder ist hier sein eigen
Herr, Kompagnien mit Kapitalien giebt es nicht, nur
wenige der Gräber thun sich zur gemeinschaftlichen Arbeit
zusammen. Die Wasserkraft kann der Regierung abge-
mietet werden. Leider konnten wir die mächtigen Spritzen
nicht arbeiten sehen. Das Gerede lag schon seit Wochen
brach, da es infolge Regenmangels an dem nötigen
Wasser fehlte. Dagegen überzeugte uns ein Goldgräber
von dem immer noch beträchtlichen Goldgehalte der Gegend
indem er mehrere Sandvoll aus einer der eben erwähnten
Holgruben in eine Schüssel füllte und durch minuten-
langes Waschen und Auswaschen des Sandes Gold in
Berthe von einigen Mark uns vor Augen legte. D-
eben beschriebene Goldgewinnungsprozess, der im All-
gemeinen mit „Sluizing“ bezeichnet wird, soll hier in
Sumara zur bedeutendsten Erfindung gelangt sein. —

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“
bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19,
Benthstraße 2, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!